

Carola Scherzer

**ACH, EIN
THEATER
HABEN SIE
AUCH?**

Künstler in Meinungen

mit zahlreichen Abbildungen

neues leben

Fotonachweis

Volker Pöhl (28, 178, 180)

Carola Scherzer (52, 112)

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt.
Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert,
verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Neues Leben – eine Marke der
Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN 978-3-355-01906-4

1. Auflage 2022

© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Verlag, Karoline Grunske
unter Verwendung eines Fotos von Erhard Driesel

www.eulenspiegel.com

Inhaltsverzeichnis

- 8 **Vorwort**
- 13 **»Theaterherzog« Georg II.**
»Ich ärgerte mich, dass in Deutschland so schlecht Shakespeare gespielt wurde«
- 21 **Vicco von Bülow alias Loriot**
»Die Stadt ist durch Hans von Bülow mit meinem Namen eng verbunden«
- 27 **Hans von Bülow**
»In der Kunst gibt es keine Bagatellen«
- 33 **Kirill Petrenko**
• »Ich weiß, dass ich in diese verantwortungsvolle Rolle erst hineinwachsen muss«
• »Der »Ring« ist die größte Herausforderung meines bisherigen Entwicklungsweges«
• »Durch die Musik wollen wir ein Zeichen gegen Fremdenfeindlichkeit setzen«
• »Die wichtigsten neuen Erfahrungen hatte ich an der Metropolitan Opera New York«
• »Bei allem Erfolg muss man immer einen Fuß auf der Bremse haben«
- 47 **Christine Mielitz**
• »Wenn eine Welt untergeht, bedeutet das noch nicht den Weltuntergang«
• »Maßhalten können ist ein sehr guter Ausdruck«
- 53 **Alfred Hrdlicka**
»Meiningen ist so etwas wie das ostdeutsche Bayreuth«
- 57 **Johannes Brahms**
»Eine kleinste Probe im kleinsten Meininger Saal ist mir persönlich wichtiger als jedes Pariser u. Londoner Concert«
- 63 **Elīna Garanča**
»Ich weine immer einen Tag vor der Premiere«
- 65 **Andreas Schager**
»Rienzi ist wie Hochleistungssport«
- 69 **Thomas Quasthoff**
»Ich hab auch als klassischer Sänger immer versucht, die Musik vom Sockel zu holen«
- 73 **Jean Paul**
»In der Welt und auf dem Theater macht nicht immer der beste Akteur den König«

- 81 **Rolf Hochhuth**
»Und nun kommen wir Wessis und kaufen den Ossis noch das Einzige ab, was ihnen auf die Beine helfen könnte«
- 87 **Manfred Wekwerth**
»Also keine Rezepte liefern, sondern Unruhe, Skepsis, Irritation«
- 91 **Friedrich Schiller**
»Da siz ich, spize Federn, und käue Gedanken«
- 97 **Jewgeni Jewtuschenko**
»Ich denke, dass die Menschheit ein drittes System hervorbringen wird«
- 103 **Donna Leon**
»Meine Vision der Zukunft ist düster«
- 107 **Johann Wolfgang von Goethe**
»Wer sich selbst und andre kennt, wird auch hier erkennen: Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen«
- 113 **Pierre und Jean Radványi**
»Eine bessere Welt braucht Freunde«
- 117 **Asfa-Wossen Asserate**
»Ich fühle mich als ein Wanderer zwischen den Welten«
- 121 **Ludwig Bechstein**
»In den Schachten mittelhochdeutscher Poesie liegen noch reiche Märchenschätze«
- 129 **Iris Berben**
»Dem Thema Holocaust muss sich jede Generation immer wieder neu stellen«
- 133 **Armin Mueller-Stahl**
»Musik ist für mich das Gegenteil von Graben-Aufreißen«
- 137 **Nike Wagner**
»Die Liszt-Pflege ist mir eine doppelte Freude«
- 141 **Ludwig Chronegk**
»Sie, det ist ja Unsinn, wie Sie det machen, det ist doch ganz einfach so!«
- 147 **Philipp Stölzl**
»Mein Weg führt zurück zu klassischen Theaterformen«
- 151 **Ursula Karusseit**
»Ich kann nicht mehr alles gutheißen, was heute an den Theatern produziert wird«

- 155 **Friedo Solter**
»Das ist schon etwas Komisches, wenn man in seine eigene Vergangenheit zurückkehrt«
- 159 **Eberhard Esche**
»Es zieht den Mörder immer wieder an den Schauplatz seiner Untaten zurück«
- 165 **Kleine Lektion Theatergeschichte**
»... drum schonet mir Prospekte nicht!«
- 169 **Theatermalerfamilie Brückner**
»Ein Max Brückner kommt sobald nicht wieder!«
- 173 **Christoph Wetzel**
»Das Geheimnis der Alten Meister liegt in der Berührung mit dem Menschen«
- 179 **Uwe Pfeifer**
»Es gibt heute immer noch Leute, die meine Ha-Neu-Bilder kaufen wollen«
- 183 **Max Reger**
»Meinigen war immer der Traum meines Lebens«
- 189 **Sönke Reger**
»Dass ich durch gemeinsame Gene mit Max Reger verbunden wäre, ist leider nicht belegt!«
- 195 **Rudolf Baumbach**
»Hoch auf dem gelben Wagen ... «
- 201 **Gunther Emmerlich**
»Ein Müßiggang wäre für mich zu langweilig«
- 205 **Michael Hatzius alias Die Echse**
»Ich will ein Theatererlebnis schaffen und benutze dazu verschiedene Kunstformen«
- 209 **Heinz Rennhack**
• »Ich will kraftstrotzend abtreten!«
• »Warum sollst du eigentlich gehen?«
- 217 **Nachwort von Matthias Brenner**
Mein Schulweg im Winter

Vorwort

Am Anfang war einfach nur Leere im Kopf. Dabei hatte das Jahr 2020 so gut für mich begonnen. Raus aus dem Laufrad und Stress des journalistischen Alltags, rein in die selbstbestimmte Freiheit. Ein lustvolles Schreiben ohne jeglichen Zeitdruck mit frei gewählten Themen, das war mein Ziel. Der »Vorruhestand« – was für ein schreckliches Wort, das den »Endruhestand« vorausnimmt – sollte es möglich machen. Mit einer Reise nach Togo in Nordwestafrika begann im Februar 2020 das neue Leben. Keine übliche Urlaubsreise, sondern eine zum Thema »Migration aus afrikanischer Sicht« hatte meine Neugier geweckt. Meinen Bericht darüber konnte ich Mitte März gerade noch im *Meininger Tageblatt / Freies Wort* veröffentlichen. Dann war Corona. Keine Zeitung interessierte sich noch für das Flüchtlingsthema. Wegen der verordneten Kulturzwangspause gab es auch darüber nichts mehr zu schreiben. Nur noch darüber, wie Künstler und Kulturleute ihre auftrittsfreie Zeit verbringen – mit In-Ruhe-mal-Nichtstun, Lesen, Fahrradfahren, Wandern, Videodrehen, Streamen oder In-Ruhe-mal-zu-Hause-Ordnung-schaffen.

Als diese Geschichten geschrieben waren, war ein Ende von Corona nicht abzusehen und ein Kulturleben nicht in Sicht. Mein Hunger nach geistiger Nahrung wurde größer. Bis der Gedanke aufkam, warum nicht ein Buch schreiben? Über die Zeit, als

noch ein vielfältiges, reiches Kulturleben im kleinen Meiningen florierte. Als es noch Visionen und Träume gab. Ich erinnerte mich an renommierte Künstler und Künstlerinnen, die seit Anfang der 1990er Jahre hier tätig waren, und an meine Interviews, die ich mit vielen führte. Beim Wiederlesen kamen viele Erinnerungen und Gedanken. Ein Stück Kulturgeschichte, weit über Meiningen hinaus, stellte sich mir dar.

Loriot, der 1993 seine Stuttgarter »Martha«-Inszenierung auf die Bühne des Meininger Theaters brachte, erzählte vor der Premiere, warum er sich als gebürtiger Brandenburger und Wahl-Bayer im Osten zu Hause fühle. Der Dramatiker Rolf Hochhuth, der 1997 in Meiningen seine provokanten »Wessis in Weimar« inszenierte, erklärte im Interview den Ossis, wie sie sich nach der Wende von der Treuhand über den Tisch ziehen ließen. Die heute weltberühmte Elīna Garanča war noch Gesangsstudentin, als sie mit Bus, Bahn und einem Koffer voller Lebensmittel von Riga nach Meiningen zu ihrem ersten festen Engagement reiste. Sie erhielt Traumrollen, sang und siegte und ging nach einer Spielzeit schon wieder weg. In ihrem ersten Pressegespräch mit dem *Meininger Tageblatt* verriet sie, dass es ursprünglich nur eine »Eingebung« war, Sängerin zu werden.

Das Meininger Theater war in seiner Geschichte von jeher ein Sprungbrett für Nachwuchskünstler.

Einer von ihnen war Eberhard Esche. Als junger Schauspieler profilierte er sich unter dem Oberspielleiter Fritz Bennewitz in modernen Klassikerinszenierungen und der legendären Meininger »Dreigroschenoper«, bevor er am Deutschen Theater Berlin seine große Zeit erlebte. Nach Meiningen zog es Esche immer wieder zurück. Vom modernen Regietheater hatte der Schauspieler sich zu dieser Zeit längst abgewandt, in der Provinz konnte er den Geist seiner großen Meister Goethe und Heine weiter am Leben halten.

Kirill Petrenko übernahm mit siebenundzwanzig Jahren als einer der jüngsten Generalmusikdirektoren des Landes 1999 die Leitung des Meininger Theaterorchesters. Zusammen mit der Operndirektorin Christine Mielitz stemmte er in knapp zwei Jahren Wagners »Ring des Nibelungen«. Nicht nur seine akribische und gut organisierte Arbeit blieb in Erinnerung, sondern vor allem seine tiefe Menschlichkeit. Dreimal kehrte Petrenko nach seinem Weggang zurück. Da war er schon bis zur Metropolitan Opera New York gekommen, aber im Meininger Theaterorchester, so gestand er im Gespräch, fühlte er sich immer noch zu Hause.

Christine Mielitz, die Operndirektorin und Intendantin, galt als streng und zielgerichtet. Als ich sie zu ihrem »Ring« interviewte, stellte ich danach fest, dass die Technik meines Aufnahmegerätes versagt hatte und kein Wort abgespeichert war. Kleinfant rief ich sie an – damals gab es noch einen direkten Draht zu Intendanten – und erzählte von

meinem Unglück. Sofort erhielt ich von ihr einen neuen Termin, und sie erzählte mir alles noch einmal. Freundlich und gelassen, trotz Probenstress.

Dem Sohn von Anna Seghers, Pierre Radványi, begegnete ich zweimal am Rande der Jahrestagung der Internationalen Anna-Seghers-Gesellschaft in der Meininger Stadt- und Kreisbibliothek, die den Namen der weltberühmten Schriftstellerin trägt. Im Gespräch erinnerte er sich, wie er mit seiner Mutter während der Nazizeit nach Frankreich und von dort weiter nach Mexiko geflohen war. Während seine Eltern und seine Schwester nach dem Krieg nach Deutschland zurückkehrten, blieb er in Frankreich und wurde Kernphysiker. Am Rande unseres Interviews kamen wir auch auf Atomkraftwerke zu sprechen. Als ich ihm von der Photovoltaikanlage auf meinem Haus und erneuerbaren Energien erzählte, entgegnete er mir kurz: »Aber den Atomstrom kauft Deutschland weiter von Frankreich.«

Mit dem Dresdner Maler Christoph Wetzels unterhielt ich mich lange über die Alten Meister und den altmeisterlichen Stil seiner Malerei, die in einer Personalausstellung in der Städtischen Galerie ada präsentiert wurde. Ein Thema war natürlich sein großes Kuppelgemälde in der Dresdner Frauenkirche. Ursprünglich sei er gegen den Wiederaufbau gewesen, die Ruine sollte als Mahnmal gegen den Krieg erhalten bleiben, schließlich habe er den Auftrag angenommen. Als tief gläubiger Künstler ärgerte er sich aber heute, wie das Gotteshaus touristisch entweiht werde.

»Keine Kunst« präsentierte der berühmte Bassbariton Thomas Quasthoff, der nach seiner überaus erfolgreichen Sängerkarriere zum Kabarett gewechselt hatte. Zusammen mit Michael Frowin gastierte er zu den Meininger Kleinkunsttagen auf der traditionsreichen Theaterbühne.

Der inzwischen weltbekannte Wagner-Tenor Andreas Schager debütierte kurz nach seinem Wechsel vom lyrischen ins Heldenfach im Sommer 2011 als Rienz in Meiningen. Seine Auftritte auf der Open-Air-Bühne im Englischen Garten wurden für ihn zur Wagner-Taufe, denn es regnete meist zu den Vorstellungen. Als Tristan kam er im Wagner-Jahr 2013 zurück, diesmal auf die Bühne des Theaters nach der Generalsanierung. Die Gage für eine Vorstellung »geht aufs Haus«, verkündete er stolz in unserem Wiedersehens-Gespräch. Er sei sehr dankbar: »Meiningen und namentlich der Intendant Ansgar Haag haben mir die erste Chance gegeben.«

Gern erinnere ich mich auch an die beiden Gespräche mit dem Schauspieler Heinz Rennhack. Der Achtzigjährige erschien immer noch jugendlich und offenerherzig, wie ich ihn von seinen DDR-Fernsehshows der siebziger und achtziger Jahren kannte. Vor der Premiere der »Sunny Boys« im Januar 2018 dachte er noch an seinen Abschied von der Bühne, zur letzten Vorstellung ein Jahr danach fragte er dann: »Warum soll ich eigentlich aufhören?«

Viele dieser Künstlerinnen und Künstler wären wohl nie nach Meiningen gekommen, wenn lange vor ihnen nicht andere hier gewesen wären. Meinin-

ger Herzöge versuchten, in der kleinen Residenzstadt Schriftsteller, Schauspieler, Maler und Musiker um sich zu scharen. Georg I. warb um die Freundschaft von Jean Paul. Er bot alles auf, um ihn an seinem Musenhof zu halten. Aber die »ewige Wanderratte« – wie er sich selbst nannte – hielt es nur eineinhalb Jahre, dann zog sie weiter nach Coburg. Sehnsuchtsvoll blickt der Schriftsteller am Ende seines Lebens auf seine fruchtbarste Zeit in Meiningen zurück.

Inkognito kam als Dr. Ritter der Flüchtling Friedrich Schiller im Dezember 1782 nach Bauerbach unweit von Meiningen. Auf dem Gut der Henriette von Wolzogen konnte er frei leben und arbeiten. Der Meininger Hofbibliothekar Wilhelm Reinwald versorgte ihn mit Literatur und Schreibpapier und heiratete später Schillers Schwester Christophine. In der ländlichen Abgeschiedenheit vollendet er sein Schauspiel »Kabale und Liebe«, arbeitet weiter am »Fiesko« und beginnt mit »Don Carlos«. Dem nur zwei Jahre jüngeren Georg I. begegnet Schiller erst ein paar Jahre später. Er bezeichnet ihn als »ein Nichts«. Erst später, als ihm der Meininger Herzog den Titel eines Hofrats verleiht, den ihm der Weimarer Herzog Carl August verwehrt, erlangt der für sein Leben Bedeutung.

Bernhard II., der Sohn von Georg I., entdeckte im fast gleichaltrigen Ludwig Bechstein das dichterische Talent und förderte es durch ein Stipendium. So konnte der Apothekergehilfe seine Leidenschaft für Märchen zum Nebenberuf machen und erfolgreicher Märchen- und Sagedichter werden. Hauptberuflich

war er als Hofbibliothekar und Archivar am Hof angestellt. Beide Einkommen reichten jedoch nicht aus, um seine große Sammlung von Altertümern zu finanzieren.

Georg II., Sohn von Bernhard II., gelang es, den Meininger Musenhof im 1871 gegründeten Deutschen Kaiserreich zu voller Blüte zu bringen, bevor der Erste Weltkrieg alles zerstörte. Als »Theaterherzog« ging er in die Geschichte ein. Nach neuen Theaterprinzipien baute er seine erfolgreiche Schauspieltruppe auf und schickte sie durch halb Europa auf Gastspielreisen. Gleiches gelang ihm mit seiner Hofkapelle unter der Leitung oder Mitwirkung berühmter Dirigenten und Komponisten wie Hans von Bülow, Johannes Brahms, Richard Strauss, Fritz Steinbach und Max Reger. Als ein Brand das alte Hoftheater im März 1908 vernichtete, ließ der zweiundachtzigjährige Georg II. ein neues, noch imposanteres erbauen – in Rekordzeit von gut eineinhalb Jahren, heute kaum noch vorstellbar. Es war sein Vermächtnis für die Nachwelt.

Mein Dank geht an alle, die mich beim Schreiben über die historischen Persönlichkeiten beraten haben: die Meininger Forscher Alfred Erck, Reinhold Skarupke, Andreas Seifert, Florian Beck und Christoph Gann sowie die Brahms-Forscherin Renate Hofmann aus Lübeck. Spezieller Dank geht an Thomas Quasthoff, dessen scherzhaft-provokante Frage mir die Titelidee gab: Ach, ein Theater haben Sie auch?

Als Theaterstadt hat sich Meiningen einen Namen gemacht. Das Theater, das heute Teil der Kulturstif-

tung Meiningen-Eisenach ist und zu achtzig Prozent vom Land Thüringen sowie je zehn Prozent von der Stadt und dem Landkreis Schmalkalden-Meiningen finanziert wird, steht im Zentrum. Drumherum konnte sich nach 1990 ein vielfältiges Kulturleben entwickeln. Mit dem Festival »Meininger Kleinkunsttage«, der Gras-Grün-Sommerkultur, Ausstellungen der Meininger Museen und der Städtischen Galerie ada, mit Konzerten in der Stadtkirche, Veranstaltungen im wiedererrichteten Volkshaus (nach Zerfall seit den 1990er Jahren) sowie Lesungen zur »Frühlingslese« der Stadt- und Kreisbibliothek. Dafür brachen nach der Wende große Industriebetriebe wie das Reichsbahnausbesserungswerk und das Mikroelektronikwerk Robotron Meiningen zusammen. Im heutigen Dampflokwerk arbeiten noch rund hundert Beschäftigte von ehemals fast dreitausend. Eine Zukunft verspricht die geplante Erlebniswelt Dampflok. Das Ausstellungsprojekt soll im September 2023 eröffnet werden und künftig zehntausende Besucher anlocken.

Ohne Theater und Kultur wäre Meiningen kaum lebensfähig. Corona hat im März 2020 alles zum Stillstand gebracht und meinen Kopf leer gemacht. Nach zwei vorsichtigen Neustarts ist im Herbst 2021 erneut offen, was vom vormals reichen Kulturleben der kleinen Stadt an der Werra überleben wird. »Ach, ein Theater haben Sie auch?« – ein Blick in die Vergangenheit, aber auch eine Frage an die Zukunft.

Carola Scherzer



HANS VON BÜLOW

»In der Kunst gibt es keine Bagatellen«

Hans von Bülow ging als herausragender Dirigent und Orchesterreformer in die europäische Musikgeschichte ein. Entwickelt und ausgeführt hat er seine Ideen erstmals mit der Meininger Hofkapelle, die er von 1880 bis 1885 leitete. Schöpferische Arbeit war für den Dirigenten, Pianisten und Komponisten eine Art Selbsttherapie. Schon als Hofkapellmeister in Hannover bekannte er 1879: »Ich kenne nur Eines, was Selbsterhebung über unabwendbares Leid, unersetzlichen Verlust, verleiht: Unterordnung der Personen unter Ideen. Lebt man für letztere, so ist man gefeit gegen alle Schicksalsschläge.« Der Meininger Herzog holte Hans von Bülow kurz darauf in seine kleine Residenzstadt und versprach ihm: »Sie sollen nur hier zu Hause sein – die hiesige Kapelle soll Ihre Kapelle sein ... Sie sollen ›Freiherr‹ in des Wortes vollster Bedeutung, in jeder Beziehung sein.«

Als Sohn des Mecklenburger Uradelsgeschlechts von Bülow wird Hans Guido Freiherr von Bülow am 8. Januar 1830 in Dresden geboren. Seinen ersten pianistischen Unterricht erhält er in Leipzig, Clara Schumann steht ihm hierbei gelegentlich zur Sei-

◀ *Hans von Bülow leitete von 1880 bis 1885 die Meininger Hofkapelle. Mit Werken von Beethoven und Brahms formte er sie zum Spitzenorchester.*

te. Prägend wird für den Zwölfjährigen ein Besuch der Oper »Rienzi« in Dresden, der ihn zum glühenden Verehrer von Richard Wagner macht. Zwei Jahre später lernt er in der Elbestadt Franz Liszt kennen, der seine pianistische Ausbildung fördert. Sein Jurastudium in Leipzig, das ihm die Eltern aufzwingen, bricht er 1850 ab. Er folgt seinem Idol Richard Wagner nach Zürich, der zu dieser Zeit dort als Kapellmeister wirkt, und wird sein Schüler. Zwischen beiden entwickelt sich eine enge Freundschaft, die schon bald schicksalhaft getrübt wird. Denn zwischen Bülow und Wagner tritt Cosima. 1857 hat Bülow die Tochter von Franz Liszt geheiratet, aber schon drei Jahre später verliebt sie sich in Wagner. Zehn Jahre dauert das außereheliche Verhältnis. Wagner revanchiert sich und verhilft Bülow zur Hofkapellmeisterstelle in München, der seine Opern »Tristan und Isolde« 1865 und »Die Meistersinger von Nürnberg« 1868 erfolgreich zur Uraufführung bringt. 1870 trennt sich Cosima von Bülow und heiratet Wagner. Während der dreizehnjährigen Ehe mit Hans von Bülow bringt sie drei Töchter – Daniela, Blandine und Isolde (die zunächst Wagner zugeschrieben wird) – zur Welt.



Während seiner Zeit als Meininger Hofkapellmeister versucht Bülow, sich musikalisch von Wagner zu lösen. Zugute kommt ihm, dass der Meininger Herzog das Operntheater aufgelöst hat. So kann er sich ganz auf das Konzertleben konzentrieren. Beethoven ist von nun an sein neues Ideal, seine Werke stellt er in den Mittelpunkt der Arbeit. Gleich im ersten Jahr studiert er mit der Hofkapelle sämtliche Sinfonien des Meisters ein. In allen Abonnementkonzerten der 1881er Saison lässt er ausschließlich Werke von Beethoven spielen. Höhepunkt ist die Doppel-Aufführung seiner Neunten an einem Abend. Sie ist sein Weihnachtsgeschenk für das Herzogpaar. »So viel wie heut Abend habe ich der Kunst noch nie verdankt, und das Andenken an diese Stunden, der Dank für Sie wird nie in mir verlöschen«, schwärmt die Freifrau von Heldburg voller Euphorie.

Bülow folgt mit Beethovens Werken seiner Maxime »In der Kunst gibt es keine Bagatellen«. Als Vorbild dienen ihm die Prinzipien Georg II. fürs Schauspieltheater. »Ich arbeite nach den Meininger Prinzipien: Separatproben von Bläsern und Streichern, letztere wieder subdividiert in 1. und 2. Geigen, Violen, Celli und Bässe. Jede dynamische Nuance wird studiert, jeder Bogenstrich, jedes Staccato genau gleichmäßig vorgezeichnet, musikalische Phrasierung und Interpunktion in jedem Detail

◀ *Die heutige Meininger Hofkapelle unter Leitung von Generalmusikdirektor Philippe Bach zum Sommerkonzert in der Werkhalle des Dampfloswerks.*

probiert.« Am Pult versteht sich Bülow als der erste Interpret, der sich dem Werk des Komponisten unterordnet und verpflichtet fühlt.

Als Künstler ist Bülow ein Genie, als Mensch ein Schonungsloser. Sein Charakter wird als zynisch, nervös und diktatorisch bezeichnet. Abgehoben und arrogant liest sich, was er seiner Mutter am 6. November 1881 über sein Leben in Meiningen schreibt: »Meine Ansiedlung in diesem Neste, wo man keine Droschke hat, keinen Schneider und Schuster, die ihr Handwerk verstehen – war vielleicht der allerdümmste Streich, den ich in meinem an dummen Streichen doch so überreichen Leben noch begangen habe. Auch die über alle Maßen kostspielige Einrichtung einer Wohnung war ein Irrtum, denn der Schatten sind da viele mehr als der Annehmlichkeiten ... Gelesen habe ich nichts. Hier gibt's auch keine Buchhandlung, sonst hätte ich Dir etwas geschickt. Ich lebe hier auf meinem Dorfe.«

Doch als Hofkapellmeister entwickelt Bülow die Meininger Hofkapelle binnen kurzer Zeit zu einem gefragten Eliteorchester. Auf über zweihundert Gastspielreisen ist er mit seinen achtundvierzig Musikern durch ganz Europa unterwegs. Allein auf der Herbsttour von 1884, die durch Süddeutschland über Wien, Budapest und Graz bis nach Brünn führt, werden achtundzwanzig Konzerte in nur fünfundzwanzig Tagen gegeben! Heute fast unvorstellbar. Neben seiner Arbeit als Meininger Hofkapellmeister ist Bülow als erfolgreicher Pianist unterwegs, zu Gastkonzerten reist er bis in die USA und nach Kanada.

Im November 1881 lädt Bülow erstmals Johannes Brahms nach Meiningen ein. Werke des Komponisten stehen künftig neben denen von Beethoven. »Was ich von Brahms halte, nach Bach und Beethoven ist er der Größte, der Erhabenste unter allen Tondichtern. Seine Freundschaft bezeichnet eine Epoche in meinem Leben, sie ist eine moralische Eroberung«, schwärmt Bülow am 23. Mai 1882 in einem Brief an Marie Schanzer. Die Schauspielerin hat er in Meiningen kennengelernt und kurz darauf geheiratet. Ihre krankhafte Eifersucht bringt jedoch neues Unheil in sein Leben. Denn im Herbst 1883 tritt Cosima Wagner wieder in sein Leben. Wenige Monate nach Wagners Tod am 13. Februar 1883 in Venedig plant die neue Bayreuther Festspielchefin, dass ihr Ex-Mann, Hans von Bülow, bis 1889 die musikalische Leitung für »Tristan und Isolde«, »Der fliegende Holländer«, »Tannhäuser«, »Lohengrin« und die »Meistersinger« übernehmen soll.

Bereits 1876 zur Eröffnung des Bayreuther Festspielhauses hatte die Meininger Hofkapelle das Gros des hundertzwanzigköpfigen Orchesters zur Uraufführung von »Der Ring des Nibelungen« gestellt. Herzog Georg II. kam damit einem Wunsch von Richard Wagner nach, beide waren miteinander befreundet. Auch 1882, zur Wiederaufnahme der Festspiele, musizierte die Meininger Hofkapelle als Stammorchester in Bayreuth. Es lag also nahe, dass Cosima Wagner dem Meininger Hofkapellmeister die musikalische Leitung der Opernproduktionen übertragen wollte, zumal es in all den Jahren Kontakte

zwischen den Wagners und Bülow gegeben hatte. Doch Bülow muss das Angebot seiner Ex-Frau Cosima absagen, weil Maria Schanzer, seine neue Frau, dagegen ist. Ihre »Eifersucht erstreckt sich auf alles, was mir lieb und teurer – ja – es wird alles gehasst, was mir zugetan ... Ich muss jedes Opfer bringen, damit meine Frau nicht mir davonläuft«, gesteht er Cosima Wagner am 24. November 1889 in einem Brief.

Bülow reibt sich in diesem ehelichen Konflikt auf. Als es im November 1885 während einer Konzerttournee auch noch mit seinem Freund Brahms zum Streit kommt, reicht er sein Entlassungsgesuch ein. Sarkastisch vermeldet er dem Meininger Herzog, dass er nicht mehr gewillt sei, als »Meininger Hofrat die Drehorgel Beethoven und Brahms ohne Unterlass« zu spielen. Trotzdem dankt ihm die Meininger Hofkapelle am 1. Dezember 1885 »für alle künstlerischen Gaben, die Sie aus dem reichen Füllhorn Ihres Genies über uns ausgeschüttet, und vor allem dafür, dass Sie uns der Ehre gewürdigt haben, an dem großen reformatorischen Werke mitzuarbeiten, mit welchem Sie die gesamte Musikwelt bewegt und beglückt haben«.

Richard Strauss übernimmt nach Bülows Weggang die Leitung. Der Zweiundzwanzigjährige arbeitete bereits ab September 1885 als Volontär und Bülow-Schüler mit der Meininger Hofkapelle zusammen. Doch seine Zeit als Meininger Hofkapellmeister ist kurz. Nachdem Georg II. seine Hofkapelle aus Kostengründen von neunundvierzig auf fünfunddreißig Musiker reduzieren musste, beendet Strauss

wenige Monate später, im April 1886, sein Engagement.

Hans von Bülow geht 1886 nach Hamburg, an der dortigen Oper dirigiert er einige Aufführungen, später auch die Konzerte. Ein Jahr danach, am 21. Oktober 1887, steht er erstmals am Pult des »Berliner Philharmonischen Orchesters« – heute Berliner Philharmoniker –, dessen Chefdirigent er schließlich wird. Bis 1893 formt er den Klangkörper zu einem neuen Spitzenorchester. Mit Johannes Brahms hat er sich übrigens kurz nach seinem Streit wieder ausgesöhnt. Zu seinem sechzigsten Geburtstag schenkt Brahms ihm in »treuer Freundschaft« ein »sehr schönes neues Beethoven-Bild« eines Kupferstechers und »noch die Handschrift meiner F-dur-Symphonie«.

Am 12. Februar 1894 stirbt Hans von Bülow im Alter von vierundsechzig Jahren in Kairo, wo er sich von einem chronischen Leiden erholen wollte. Schon damals war es unter den Wohlhabenden Mode, zur Kur bis nach Ägypten zu reisen. In der britischen Kolonie hatte »Thomas Cook & Sons« Mitte des 19. Jahrhunderts die ersten Luxushotels eröffnet. Im orientalischen Flair konnten sich die Reichen bei Sonne, Orchestermusik, französischer Küche und englischem Fünf-Uhr-Tee von Lungenschwindsucht, Asthma, chronischer Bronchitis, Rheumatismus, Gicht und Schlaflosigkeit heilen. Zudem sollte die trockene Wüstenluft, die die Bauten über Jahrtausende

de vorm Verfall bewahrt hatte, auch die Menschen vor ihren Altersgebrechen schützen.

Meiningen hält das Erbe Hans von Bülows bis heute lebendig. Anlässlich seines hundertsten Todestages im Jahr 1994 wurde ein Meininger Landesmusikfest veranstaltet. Zu den namhaften gastierenden Solisten und Ensembles gehörten auch die Berliner Philharmoniker, die am 1. Mai 1994 ihr Europa-Konzert im Meininger Theater spielten. Unter dem Dirigat von Claudio Abbado und Daniel Barenboim als Solisten kamen Beethovens Konzert für Klavier und Orchester Nr. 5 und Johannes Brahms' 2. Sinfonie D-Dur zur Aufführung. Am gleichen Tag wurde auf dem Vorplatz des Theaters ein Hans-von-Bülow-Denkmal eingeweiht. Der Bildhauer Werner Stötzer hatte den Entwurf geschaffen. Das Bronzerelief auf weißen Marmor stellt ein Musikstillleben dar, das an »Sinn und Form des Lebens von Hans von Bülow« erinnern soll. Bülow-Verehrer, darunter Musiker und Professoren, gründeten während des Meininger Landesmusikfests die Internationale Hans-von-Bülow-Gesellschaft. Unterstützt von Sponsoren veranstaltete sie 2012 den ersten Internationalen Klavierwettbewerb Hans von Bülow in Meiningen. In den Kategorien Klavier solo und mit Orchester, Klavierkammermusik und Dirigieren vom Klavier für Profis, Junioren und Amateure wurde er bislang alle drei Jahre ausgetragen, zuletzt 2018.



ALFRED HRDLICKA

»Meiningen ist so etwas wie das ostdeutsche Bayreuth«

Alfred Hrdlicka entwirft das Bühnenbild zu Wagners Operntetralogie »Der Ring des Nibelungen« unter der Regie von Christine Mielitz. Parallel zu den Aufführungen im Jahr 2001 wird sein künstlerisches Schaffen in einer dreiteiligen Werkschau präsentiert. Im neu entstandenen Zeichenzyklus »Nibelungentreue« stellt der Künstler seinen persönlichen Zugang zum Nibelungenstoff dar. Komplettiert wird das Ausstellungsprojekt durch seinen »Wagner-Stifter-Zyklus – Die Revolution von 1848« sowie einen Querschnitt seines Schaffens mit rund hundertvierzig Zeichnungen und mehreren Plastiken.

Der im Jahr 2009 verstorbene Bildhauer, Maler, Zeichner und Grafiker zählt zu den bedeutendsten Künstlern des 20. Jahrhunderts. Er wurde 1928 in Wien geboren und studierte dort an der Akademie der bildenden Künste. In den Mittelpunkt seines künstlerischen Schaffens stellte er die Themen Krieg und Gewalt, Macht und Ohnmacht sowie geschundene und leidende Menschen. Seine Werke wurden ab 1960 in Ausstellungen in Österreich, Deutschland, Italien, Japan, Mexiko, England, Israel und den Niederlanden gezeigt. Durch sein politisch linkes Engagement sorgte Hrdlicka in Österreich immer wieder für öffentliche Skandale. Sein

◀ *Alfred Hrdlicka zur Eröffnung seiner dreiteiligen Ausstellung mit Werken zum »Nibelungen«-Stoff.*

Mahnmal gegen Krieg und Faschismus, das er von 1983 bis 1991 für den Albertinaplatz in Wien schuf, wurde zunächst als Provokation verstanden. Neben seiner Arbeit als Künstler war Hrdlicka als Professor an der Akademie in Stuttgart und an der Berliner Hochschule der Künste tätig.

Professor Hrdlicka, was bedeutet das »Wagnis Wagner« in Meiningen für Ihre künstlerische Arbeit?

Dieser »Ring« hat für mich eine ganz besondere Bedeutung. An diese Arbeit ging ich nicht heran wie sonst, also mit dem Gedanken, jetzt mach ich das oder jetzt mach ich jenes. Das hängt mit der Vorgeschichte zusammen, die für mich sehr schicksalsschwer und mit einer Frau verbunden ist. Flora S. war eine exzellente Wagnerkennerin. In ihrem Haus haben wir uns zu vielen Sitzungen zum »Ring« getroffen. Dabei stellte sich heraus, dass sie das Werk von der ersten Note bis zur letzten Zeile auswendig kannte. Ich habe mit ihr sehr intensiv zusammengearbeitet, und wir haben viele gemeinsame Ideen entwickelt. Aber dann kam es zu einer dramatischen Situation, die sicher noch nicht bekannt ist. Nach der letzten Sitzung – das ist etwa zwei Jahre her – hat

Flora S. Selbstmord begangen. Ich wollte daraufhin die ganze Arbeit zurückweisen. Erst durch lange Gespräche haben mich Jan Schneider, mein Mitarbeiter, und die Regisseurin Christine Mielitz überzeugt und wieder flott gemacht. Nach etwa einem halben Jahr setzte ich dann meine Arbeit am »Ring« fort. Ich bin fast mit gewissem Aberglauben an die Sache wieder herangegangen.

Gibt es eine Zusammenarbeit mit der Regisseurin Christine Mielitz?

Christine Mielitz arbeitet sehr viel in Österreich und in Wien, und so kam der eigentliche Anstoß zu Wagners »Ring« von ihr. Wir haben über viele Dinge gesprochen und uns über die Umsetzung auf der Bühne sehr genau verständigt. Unabhängig voneinander hat anschließend jeder für sich gearbeitet. Die Mielitz wird sicher in mein Bühnenbild eingreifen, und umgekehrt habe ich vielleicht auch manches zur Regie beitragen können. Also es gab eine fruchtbare Zusammenarbeit, die für mich nicht alltäglich ist.

Teile der Bühnenausstattung, darunter Bühnenbilder und Plastiken, entstanden als Originalwerke. Das ist ungewöhnlich, normalerweise gestaltet der Ausstatter nur die Entwürfe ...

Auch zu meinen vorherigen Ausstattungen – dem »Faust I und II« in Bonn und »Intolleranza 1960« an der Stuttgarter Oper – habe ich einen Teil der Bühnenbilder selbst gemalt. Ich mache diese Sachen

sehr gern. Zum »Rheingold« habe ich beispielsweise ein Ikonenporno gemalt. Darauf ist eine riesige Goldsole dargestellt, die mit dem Einbrechen der Realität zerstört wird. Zur »Walküre«, dem »Siegfried« und der »Götterdämmerung« habe ich viele Figuren entworfen, und ich bin immer noch am Arbeiten. Was am Ende von den ursprünglichen Ideen auf der Bühne in Meinigen zu sehen sein wird, wird sich zeigen. Auf jeden Fall steht es im Kontrast zu Wagner. Da war ich mir von Anfang an mit der Regisseurin Christine Mielitz einig. Denn ich bin ja kein Wagnerianer, sondern fand vor allem die Auseinandersetzung mit ihm und seinem Werk sehr spannend. Dass sie am Ende so dramatisch für mich wird, das konnte ich nicht ahnen.

Hat es Sie eigentlich gestört, dass Christine Mielitz den »Ring« in Meinigen und nicht in Wien oder einer anderen Metropole inszeniert?

Meinigen ist so etwas wie das ostdeutsche Bayreuth, und das hat mich schon sehr gereizt. Dieser »Ring« an vier aufeinanderfolgenden Abenden ist natürlich auch ein spannendes Unternehmen. Was sich die Mielitz und ihr Ensemble zutrauen, beeindruckt mich sehr, so etwas hat ja wohl praktisch nur einmal unter Richard Wagner selbst stattgefunden.

Veränderte sich Ihr Verhältnis zu Wagner durch Ihre Arbeit am »Ring« in irgendeiner Weise?

Die Anziehungskraft ist durch eine gewisse Person, jene Flora S., verloren gegangen, rein arbeitsmäßig. Es ist für mich immer noch absurd, dass in eine große Dramatik wie sie der »Ring des Nibelungen« ohnehin hat, noch eine so wahnsinnige Dramatik eingeflossen ist. Das alles hat meine Kunst zum »Ring« beeinflusst. Ansonsten lassen sich meine Beziehungen zu Wagner nicht in einen Satz fassen. Meine erste Begegnung mit diesem Werk hatte ich schon in der Nazizeit als Statist in der »Götterdämmerung«. Den ganzen Wagnerkult, der ja in Wien ein riesiges Ausmaß angenommen hat, habe ich gewissermaßen

von der Pike auf kennengelernt. Darum interessiert mich besonders seine politische Rolle, die man ihm zugeschanzt hat, denn er konnte sich dagegen nicht mehr wehren. Vielleicht habe ich dadurch sogar hin und wieder eine ironische Einstellung zu Wagner, der ja auch viele revolutionäre Facetten in seinem Gesamtwerk hat. Ob das alles im »Ring« so funktioniert, wie ich es mir vorstelle, weiß ich noch nicht. Man kann hier vorher keine Milchmädchenrechnung anstellen. Aber ich vertraue auf die Regisseurin, die von einer unheimlichen Dynamik ist.



PIERRE UND JEAN RADVÁNYI

»Eine bessere Welt braucht Freunde«

Die Freundschaftsbeziehungen der Schriftstellerin Anna Seghers sind Thema der 24. Jahrestagung der Internationalen Anna-Seghers-Gesellschaft, deren Mitglieder sich im November 2014 in Meiningen auf Einladung der Stadt- und Kreisbibliothek »Anna Seghers« treffen. Zu den Teilnehmern aus aller Welt gehören auch ihr Sohn Pierre Radványi und dessen Sohn Jean aus Paris. Freunde haben im Leben und Werk von Anna Seghers eine wichtige Rolle gespielt. Wegen ihrer jüdischen Herkunft musste sie 1933 mit ihrem Mann László Radványi und ihren beiden Kindern Ruth und Peter aus Deutschland fliehen. Ihre Mutter, die sie in Mainz zurückließ, wurde 1942 nach Lublin deportiert, wo sie im Konzentrationslager starb. Weltberühmt wurde Anna Seghers durch ihren Roman »Das siebte Kreuz«, der während ihres Exils in Mexiko 1942 erschien und 1944 verfilmt wurde. Zwei weitere bedeutende Bücher, die im Exil entstanden, sind »Ausflug der toten Mädchen« und »Transit«. 1947 kehrte Anna Seghers nach Deutschland zurück, 1950 zog sie mit ihrem Mann und der Tochter nach Ostberlin. Ihr Sohn Peter blieb in Frankreich und nannte sich fortan Pierre. Anna Seghers setzte ihre schriftstelle-

rische Arbeit fort und übernahm 1952 das Amt der Präsidentin des Schriftstellerverbandes der DDR, das sie bis 1978 innehatte. Pierre Radványi studierte in Paris Physik und arbeitete ab 1948 als Kernphysiker am Collège de France bei Frédéric Joliot-Curie. Die Erinnerungen an seine Mutter veröffentlichte er 2005 in seinem Buch »Jenseits des Stroms«. In der Internationalen Anna-Seghers-Gesellschaft übernahm er das Amt des stellvertretenden Vorsitzenden. Pierre Radványi verstarb im Dezember 2021 im Alter von 95 Jahren in Paris.

Herr Pierre Radványi, das Thema Freundschaft zieht sich durch das Leben Ihrer Mutter Anna Seghers. Als Siebenjähriger mussten Sie mit ihr aus Deutschland fliehen. Welche Freunde liebten Sie zurück?

Das war etwas kompliziert. Denn ich hatte schweren Scharlach in diesem Winter 1932/33 und war erst wenige Monate zuvor eingeschult worden. Zur Genesung wurde ich mit meiner Mutter in ein Kinderheim in den Schwarzwald geschickt. Dort brachte mir meine Mutter das Schlittschuhlaufen bei. Ich erinnere mich noch genau, wie ich gerade dabei war, mir die Schlittschuhe anzuziehen, da kam plötzlich die Meldung

◀ *Pierre Radványi (r.), der Sohn von Anna Seghers, und sein Sohn Jean in der Meiningener Bibliothek, die den Namen der Schriftstellerin trägt.*

aus dem Lautsprecher: »Heute brannte der Reichstag.« Meine Mutter reiste sofort nach Berlin zurück. Später erzählte sie mir, wie sie in unserer Wohnung in Zehlendorf schon von der Polizei erwartet wurde. Sie wurde wieder freigelassen und floh mit meinem Vater, der Ungar war, zunächst in die Schweiz und dann nach Frankreich. Meine Großmutter brachte mich später nach Straßburg, wo mich meine Mutter abholte.

Und wie war es in dieser Zeit mit Ihren Freundschaften?

Durch den sechsmonatigen Aufenthalt im Kinderheim und den kurzen Schulbesuch habe ich keine Freundschaften aufbauen können. Aber natürlich war für mich das Weggehen von Deutschland nach Frankreich ein großer Schnitt. Meine Mutter schickte mich zunächst in eine Volksschule. Da ich kein Französisch sprach, gingen die anderen Kinder auf mich los und wollten mich verprügeln. Das war schwer für mich.

Wurden aus den Prügelknaben Freunde?

Nein. Nach einigen Monaten fühlte ich mich miserabel, darum schickte mich meine Mutter an eine andere Schule. Dort wurde nach einem neuen System unterrichtet, das den Kindern Freiraum für eigene Initiativen ließ. In dieser Schule fand ich dann Freunde, die ich bis heute habe.

Kamen im Exil in Mexiko neue Freunde hinzu?

In Mexiko gab es ein französisches Gymnasium, wo mich meine Mutter sofort anmeldete. Dort wurde Französisch gesprochen, aber natürlich habe ich auch Spanisch gelernt. Die Zeit für neue Freundschaftsbeziehungen war zu kurz. Und außerdem war mein Herz in Frankreich. Schon 1941 beschloss ich, mein Haus soll Frankreich sein.

Darum gingen Sie auch nach dem Krieg nicht zusammen mit Ihren Eltern in den Ostteil Deutschlands zurück?

Ich bin im Oktober 1945 zurückgekommen, da gab es noch kein geteiltes Deutschland. Es gab nur vier Armeen, die nach dem Sieg über Hitler-Deutschland als Alliierte das Land besetzt hatten – eine davon war aus Frankreich.

Das Thema Flucht ist derzeit wieder hochaktuell. Immer mehr Flüchtlinge kommen aus den Kriegsgebieten, aber auch aus Afrika. Wie blicken Sie als ehemaliger Flüchtling auf diese Entwicklung?

Ich betrachte das Problem unter zwei Gesichtspunkten. Es ist nicht neu, dass durch schreckliche Ereignisse plötzlich viele Menschen versuchen, in ein anderes Land zu kommen. Das gab es bereits bei den Römern und vorher auch bei den Griechen. Das Neue daran ist, dass wir heute sehr schnell wissen, wo was auf der Welt passiert ist. Und es gibt politi-

sche Flüchtlinge aus Ländern, in denen sie verfolgt werden. Ein anderer Teil flüchtet aber auch, weil die ökonomischen Bedingungen so schlecht sind, dass sie glauben, in ihrem Land nicht mehr leben zu können. Die Jüngeren hoffen, in Europa – ob in Deutschland, Frankreich, Spanien oder den skandinavischen Ländern – Arbeit zu finden. Aber das bringt viele Probleme. In Frankreich beispielsweise herrscht große Arbeitslosigkeit, und die Menschen haben Angst, ihre eigene Arbeit zu verlieren, weil die Flüchtlinge niedrigere Löhne annehmen. Man muss dieses Problem lösen, ganz global, denn wir leben alle zusammen auf diesem Erdball.

Herr Jean Radványi, welche Erinnerungen haben Sie an Ihre Großmutter und wie wichtig sind Ihnen Freunde?

Ich bin 1949 in Paris geboren und war bei meiner Großmutter in Berlin sehr oft zu Besuch. Bis zu ihrem Tod 1983 haben wir bei ihr zusammen oft Sommerferien verbracht. Viele ihrer Freunde wurden auch meine Freunde. Schon als Jugendlicher hatte ich beschlossen, Russisch zu lernen. Sie hat dann 1969 meine erste Reise in die Sowjetunion organisiert. Ich war damals zwanzig und studierte Geografie. Sie hat mir einige Namen und Adressen von ihren Freunden mitgegeben. Darunter von Tamara Motyljowa, ihrer Übersetzerin in Moskau, sie arbeitete vorm Krieg in Frankreich beim internationalen Gewerkschaftsverband. Es gab noch verschiedene andere Freunde, die ich damals besuchte.

Sie sind inzwischen alle tot, aber mit ihren Kindern und Enkeln habe ich noch Kontakt. Ich finde es sehr schön, dass diese Freundschaften immer noch sehr intensiv sind. Ich habe auch Freunde in Berlin, darunter die Enkeltochter der 1995 verstorbenen Schauspielerin Steffie Spira. Sie war eine der besten Freundinnen von Anna Seghers.

Sie haben in Moskau Geografie studiert?

Ich habe in Paris studiert – Geografie und Russisch. Nur zum Praktikum war ich in der Sowjetunion. Aber es gibt in Moskau ein französisches Forschungszentrum für Sozialwissenschaften, wo ich ab 2008 als Direktor vier Jahre gearbeitet und gelebt habe. Als Spezialist für Russland und den Kaukasus reise ich heute noch sehr oft nach Russland.

(Pierre Radványi ergänzt, weil er besser Deutsch spricht:) Auf Anfrage seines Russisch-Professors begleitete Jean während seines Studiums eine Exkursion russischer Studenten in die Alpen. Danach wurde er zu einer Exkursion in den Kaukasus eingeladen. Der Kaukasus wurde dann sein Spezialgebiet, er schrieb darüber auch seine Doktorarbeit.

Herr Jean Radványi, wie stehen Sie zu den aktuellen Auseinandersetzungen zwischen Russland und der Ukraine?

Gerade waren Wahlen in der Ukraine, und wir wissen noch nicht, ob aus ihnen eine stabile Regierung hervorgeht. Ich hoffe es, aber die Situation ist öko-

nomisch und politisch extrem schwierig. Zumal die Ostregionen sich nicht an der Wahl beteiligten. Ob in der Zukunft die Ukraine geteilt wird, hängt auch von Putins Politik ab und natürlich von Europa. Wir müssen eine politische Lösung finden – zusammen oder gar nicht.

Als Enkel von Anna Seghers haben Sie alle ihre Bücher gelesen?

Leider habe ich nicht alle Bücher meiner Großmutter lesen können, weil sie in sehr reicher und komplizierter deutscher Sprache geschrieben hat. Meine Muttersprache ist Französisch, deswegen habe ich nur die französischen Übersetzungen der Bücher gelesen.

Herr Pierre Radványi, haben Sie eine Botschaft von Anna Seghers für die heutige Zeit?

Es ist ihr Blick auf die Menschen und deren Sicht auf ihre Mitmenschen. Auch heute gibt es viele, die von anderen profitieren. Damit muss man sich auseinandersetzen, um zu einer freundlicheren Welt zu kommen, in der die Leute besser leben können. Das ist sehr wichtig in unserer Zeit. Ich glaube auch, dass die Bücher meiner Mutter weiter gelesen werden und jede Generation immer wieder etwas Neues darin finden wird. Meine Mutter hat oft Briefe von Leuten bekommen, die ihre Meinung zu bestimmten gesellschaftlichen Ereignissen wissen wollten. Genauso, wie Sie mich gerade nach den Einwanderern aus Afrika und den Kriegsgebieten fragten. Darauf hätte meine Mutter geantwortet: Lesen Sie meine Bücher!

ASFA-WOSSEN ASSERATE

»Ich fühle mich als ein Wanderer zwischen den Welten«

Asfa-Wossen Asserate stellt im Dezember 2004 auf Einladung der Meininger Bibliothek sein Buch »Manieren« – ein moderner Knigge – vor. Der Großneffe des letzten äthiopischen Kaisers Haile Selassie, der 1974 durch eine Revolution gestürzt wurde, kam 1948 in Addis Abeba zur Welt. Nach dem Besuch der deutschen Schule in Äthiopien studierte er in Tübingen und Cambridge Jura, Volkswirtschaft und Geschichte und promovierte zu einem Thema der äthiopischen Geschichte in Frankfurt am Main. Da er bis zum Sturz des Regimes von Mengistu im Jahr 1991 nicht in sein Heimatland zurückkehren konnte, blieb er in Deutschland und erhielt 1981 die deutsche Staatsbürgerschaft. Er arbeitete als Journalist und Pressechef der Düsseldorfer Messegesellschaft, später als Unternehmensberater für Afrika und den mittleren Osten. In seinem 2003 veröffentlichten Buch »Manieren« thematisiert Asfa-Wossen Asserate die deutschen Umgangsformen. Er fühlt sich, wie er sagt, als äthiopischer Deutscher und deutscher Äthiopier und plädiert für eine Zusammenarbeit »auf Augenhöhe«. Zu seiner Lesung in Meiningen wird er mit standesgemäßer Etikette begrüßt. Sogar ein Nachkomme aus dem Haus Sachsen-Meiningen ist extra zum Auftritt des äthiopischen Prinzen angereist. Im anschließenden Gespräch erweist sich Asfa-Wossen Asserate als ein weltoffener und geistreicher Zeitgenosse.

Ohne alle Etikette. Asfa-Wossen Asserate freut sich auch, als ihm die Bibliothekschefin nach der Lesung anstelle von Blumen vorweihnachtliche Kipferln schenkt. Dass er die Plätzchen gern isst, verrät er in seinem Buch »Manieren«. Im Herbst 2021 erschien sein neues Buch »Wer hat Angst vorm Schwarzen Mann?«, eine persönliche Wortmeldung zur aktuellen Rassismusdebatte.

Herr Asserate, in Ihrem Buch »Manieren« betrachten Sie die Anstandsformen der Deutschen, vergleichen sie mit anderen Kulturen und spannen den Bogen bis nach Afrika. Kann man mit Manieren die Welt verbessern?

Nicht die ganze Welt, aber sicherlich die kleine, die Welt innerhalb unserer Familie, unserer Freunde und Bekannten. Ich glaube daran, dass wir mit Manieren die Menschen verändern können. Denn der Mensch braucht die Harmonie, die wir immer mehr verlieren. Manieren können viel zu einem besseren Verständnis beitragen.

Sie sagen, dass für Manieren vor allem die Familie zuständig ist. In Ihrer afrikanischen Heimat hat sich der Familienbund erhalten, und trotzdem ist dort die Welt nicht besser ...



UWE PFEIFER »Es gibt heute immer noch Leute, die meine Ha-Neu-Bilder kaufen wollen«

Uwe Pfeifer, der 1947 in Halle (Saale) geboren wurde, gilt als der Maler von Halle-Neustadt. Seine melancholischen Ha-Neu-Bilder mit den tristen Plattenbauten aus den siebziger Jahren wurden zu seinem Markenzeichen. In seinen neueren Tag-Traum-Bildern mit Tunneln, Brücken und Treppen setzt er sich metaphorisch mit dem heutigen Leben auseinander. Sein Thema sind vor allem die Auswirkungen der Konsumwelt. Anlässlich seines siebzigsten Geburtstages präsentiert die Städtische Galerie ada in Meiningen im Februar 2017 unter dem Titel »Traum/Bilder« eine umfassende Werkschau des Künstlers. Ein äußerlich wie innerlich jung gebliebener Maler blickt auf fast fünfzig Jahre seines Schaffens zurück. Still und bescheiden, sachlich und frei von allem Zeitgeist, zeigt er sich in der Ausstellung und im Gespräch. Uwe Pfeifer gehört zu den wichtigsten Vertretern der Leipziger Schule. – Angefangen hat er als Gebrauchswerber, danach studierte er von 1968 bis 1972 an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig. Zu seinen Lehrern gehörten Werner Tübke und Wolfgang Mattheuer. Inspiriert haben ihn auch die architekturbezogenen Werke des Hallenser Künstlers Karl Völker. Neben seiner freischaffenden Arbeit erhielt Uwe Pfeifer ab 1975 einen Lehrauftrag für

◀ Uwe Pfeifer wurde zu DDR-Zeiten durch seine Ha-Neu-Bilder bekannt. Seine »Traum/Bilder« entstanden nach 1990.

Lithografie an der Kunsthochschule Burg Giebichenstein. Seine von der Neuen Sachlichkeit und vom Surrealismus geprägten Bilder wurden in zahlreichen nationalen und internationalen Ausstellungen gezeigt, so auch auf der Biennale di Venezia von 1982 und 1988.

Herr Pfeifer, zum siebzigsten Geburtstag kommt man wohl nicht umhin, einen Blick auf sein Leben zurückzuwerfen. Verraten Sie uns einige Ihrer Gedanken dazu?

Wenn ich auf einige meiner Ausstellungen zurückblicke, staune ich, was ich so gemacht habe. Und das ist nur ein Bruchteil meiner Arbeit. Denn ich male seit 1970 als Profi – das sind siebenundvierzig Jahre, also fast ein halbes Jahrhundert.

Wie hat es bei Ihnen mit der Malerei angefangen?

Ich habe schon als Kind gern gemalt. Irgendwann wurde dann mein Talent entdeckt. In den Chemischen Buna-Werken in Halle, wo meine ganze Familie arbeitete, gab es ein Klubhaus mit vielen künstlerischen Zirkeln. Mein Vater sagte mir, dass ich mit meinem Freund in den Kindermalzirkel gehen sollte. Damit



Mit einer Personalausstellung ehrte die Galerie ada den Hallenser Künstler zu seinem 70. Geburtstag.

fang alles an, meine erste Lehrerin war Ilse-Marie Krause, die an der Burg Giebichenstein Textildesignerin war. Ich war immer das Vorzeigekind aus ihrem Malzirkel. Später besuchte ich den Erwachsenen-Malzirkel, den Herbert Geheb leitete. So entstand bei mir der Gedanke, Künstler zu werden. Mein Vater, ein gelernter Tischler, der in Buna als Betriebsleiter der Tischlerwerkstätten arbeitete, wollte natürlich, dass ich was Angewandtes mache, deswegen habe ich nach dem Abitur Gebrauchswerber gelernt.

Und bewarben sich danach zum Studium?

Gleich nach der ersten Aufnahmeprüfung an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig bekam ich einen Studienplatz. Vorher musste ich noch in der Volksarmee dienen. Mein Studium begann ich 1968 zunächst in der angewandten Kunst, aber ich merkte bald, dass ich Bilder malen will. Ich wechselte zur freien Malerei und wurde Schüler von Werner Tübke und Wolfgang Mattheuer. Meinen

Eltern war das schon etwas suspekt, ich sollte ja Geld verdienen.

Und wann haben Sie Ihr erstes Geld als Maler verdient?

Anfangs hat meine Frau, die als Lehrerin arbeitete, das Geld verdient. Es reichte für unsere Wohnung in Halle-Neustadt, die 80 Mark Miete kostete mit Heizung und Bad. Das war gut. Zunächst hatte ich kein Atelier, später mietete ich mir eins für 20 Mark, nach der Wende zahlte ich dafür 200 West-Mark. Die Miete, die ich heute zahle, verrate ich nicht.

Sie wurden zu einem wichtigen Vertreter der Leipziger Schule. Wie nahe lag Ihnen als Hallenser die Hallenser Schule?

Es ist gut, dass ich in Leipzig studiert habe. Die Neue Sachlichkeit, die es ja vorher schon gab, liegt mir. Die Hallenser Schule ist eine ganz andere, mehr eine poetische Malschule, deren Meister der fünfziger Jahre ich auch sehr schätze. Die Hallenser wollten uns Leipziger Absolventen anfangs eigentlich nicht.

Im Lexikon der DDR-Kunst habe ich unter Ihrem Namen eine Ausstellung 1978 in Bagdad gefunden. Können Sie sich daran erinnern?

Sie wurde im DDR-Kulturzentrum in Bagdad gezeigt. Aber ich weiß nicht mal, welche Bilder von mir dorthin geschickt wurden. Ich habe diese Ausstellung nie gesehen. Aber ich durfte 1982 zur Kunstbienna-

le nach Venedig reisen. Neben Arbeiten von Gille, Stelzmann und Hegewald wurden dort auch mehrere Bilder von mir gezeigt. Es war damals ein tolles Erlebnis, ganz anders als heute, wo Menschenmassen durch Venedig und die Biennale drängen, das war vor dreißig Jahren noch nicht so.

Heute steht Ihnen die Welt offen, was nehmen Sie als Künstler davon wahr?

Eigentlich nicht viel. Das kostet alles Zeit und Geld. Nach der Wende war ich natürlich im Prado in Madrid oder im Centre Georges Pompidou in Paris.

Wie haben Sie die politische Wende als Künstler erlebt?

Ich habe Schwein gehabt, durch meine Bilder von Halle-Neustadt hatte ich den Stempel als Ha-Neu-Maler. Es gibt heute immer noch Leute, die meine Ha-Neu-Bilder kaufen wollen, darunter welche, die dort gewohnt haben. Zu DDR-Zeiten standen die Bilder mit den tristen Wohnsilos ohne Kultur – es gab lediglich ein Kino – in der Kritik. Heute finden die Leute es klasse, dort zu wohnen. Inzwischen wachsen viele Bäume, und es grünt zwischen den Wohnblöcken. Ich habe gelegentlich neue Bilder von Ha-Neu gemalt, aber immer im Winter ohne Grün oder einmal mit einem Strauch bunter Ostereier. Neben diesen Fassaden fing ich aber schon zu DDR-Zeiten mit meinen Tag-Traum-Bildern an. Beispielsweise über das Konsumverhalten der Men-

schen. Dass es alle zur Konsumwelt zog, zeigte sich in der Wendezeit. Meine Bilder von Brücken, Treppen und Tunneln sind dagegen philosophischer. Früher waren sie vor allem eine Metapher für Enge und Ausbrechen. Die Bilder, die ich dazu nach 1990 gemalt habe, stehen mehr für Stille und Umbruch. Die Treppen und Geländer in meinen Balance-Bildern sind Metaphern für Trennendes und Beschützendes.

Sie betrachten sich aber auch als Figurenmaler?

Ja. Nach der Wende gab es den Trend zum Porträtieren. Ob Promi oder Privatperson, alle wollten sich auf einmal porträtieren lassen. Ich war zwar kein Porträtmaler, habe aber trotzdem damit angefangen.

Einer der bekanntesten, den Sie porträtierten, war der ehemalige Außenminister Hans-Dietrich Genscher. Saß er bei Ihnen im Atelier Modell?

Nein. Ich bin zu ihm nach Bad Godesberg gefahren und habe ein Polaroid-Foto von ihm gemacht, nachdem ich ihn dann porträtierte.

Wie kam es zu dem Auftrag?

Nachdem Genscher in Berlin zum Ehrenbürger ernannt wurde, gab es den Porträtbild-Wunsch für die Politiker-Galerie im Abgeordnetenhaus. Daraufhin hat sich Genscher bei Hallensern erkundigt, wer ihn porträtieren könne, und fragte dann bei mir an, ob

ich ihn malen würde. Ich habe zwei Porträts gemalt, das eine hängt in Genschers Geburtshaus in Halle, das andere in Berlin.

Können Sie Ihre Bilder erklären?

Nein. Das ist mit der heutigen Politik vergleichbar – die wird auch nur gefühlt. Meine Bilder sind auch gefühlt. Ich möchte zu meinen einzelnen Figuren nichts sagen.

Wie stehen Sie zur Neuen Leipziger Schule?

Die Maler der Neuen Leipziger Schule haben nur noch gemeinsame formale Mittel. Ihre Absicht ist es, die Wirklichkeit zu verrätseln. Dagegen steht die alte Leipziger Schule mit ihrem Zugriff auf die Realität und das Leben, der vom Künstler eine Haltung verlangt.

Beginnt für Sie mit siebzig der Ruhestand?

Nein! Ich arbeite täglich von zehn bis achtzehn Uhr im Atelier. Ich male Bilder im eigenen Auftrag, außer den Porträts. Ich will keine Millionen mit meiner Kunst verdienen. Ich bin froh, dass es noch Expositionen wie die in der Meininger Galerie ada und solche Kunsthändler wie die Hebeckers in Erfurt auf der Krämerbrücke gibt.

MAX REGER

»Meinigen war immer der Traum meines Lebens«

Lange bevor Max Reger als Hofkapellmeister am 1. Dezember 1911 nach Meiningen kommt, ist er fest davon überzeugt: »Es gibt nur ein Orchester, das ich haben möchte: Meiningen.« Der fünfundachtzigjährige Herzog ist zu dieser Zeit schon fast taub. Nur noch als »gräulichste Katzenmusik« könne er die schönsten Töne in seinen Ohren wahrnehmen, gesteht er dem Komponisten in einem Brief. Trotzdem bringt er dem achtunddreißigjährigen Reger vollstes Vertrauen entgegen und nimmt ihn als Leiter seiner Hofkapelle unter Vertrag. Er hofft, dass er an die großen Zeiten von Bülow, Brahms und Fritz Steinbach anknüpfen kann. Reger ist von sich und seinem Können absolut überzeugt. In großer Vorfreude schreibt er an Georg II., er wolle in Meiningen nicht nur Komponist und Interpret sein, sondern auch noch dirigieren. Deswegen gehe er als Hofkapellmeister über Bülow hinaus, denn der sei »nur Dirigent« gewesen.

Das Exzentrische und Maßlose gehört zu Regers Lebensweise. Der am 19. März 1873 in der Oberpfalz geborene und aufgewachsene Sohn eines Dorfschullehrers besucht als Fünfzehnjähriger die Bayreuther Festspiele. Danach steht für ihn fest, dass er Musiker werden will. Obwohl der Vater dagegen

ist, studiert er Musik, zunächst in Sondershausen, später in Wiesbaden, wo er nach Abschluss eine Stelle als Lehrer für Klavier und Orgel erhält. Durch Militärdienst und berufliche Misserfolge verfällt er dem Alkohol und bricht nervlich und körperlich zusammen. Seine Schwester Emma holt ihn 1898 ins Elternhaus zurück, wo er seine musikalische Tätigkeit wieder erfolgreich aufnimmt. 1901 geht er nach München, wird 1905 Leiter der Königlichen Akademie der Tonkünste, bleibt wegen Unstimmigkeiten mit dem Lehrkörper aber nur ein Jahr im Amt und wechselt 1907 nach Leipzig, wo er zum Universitätsmusikdirektor und Professor am Königlichen Konservatorium berufen wird. Hier ereilt Reger 1911 das Angebot des Meininger Herzogs, die Leitung seiner Hofkapelle zu übernehmen. Den Universitätsmusikdirektor gibt er auf, als Professor bleibt er aber weiter in Leipzig tätig.

Max Reger arbeitet in Meiningen wie ein Besessener an seinem Ziel, ohne sich und die Musiker zu schonen. Der greise Herzog Georg II. begleitet die Arbeit des Komponisten, Pianisten und Dirigenten als väterlicher und herzensguter Freund. Spannend wie ein Roman liest sich der Briefwechsel zwischen